



HORST BOSETZKY

Der Fall des Dichters

*Ein Kriminalroman
aus dem alten Berlin*

Original

GMEINER



HORST BOSETZKY
Der Fall des Dichters

BUTTERPAKETE Berlin 1916. Nach mehreren gescheiterten Versuchen im Berufsleben und einem abgebrochenen Theologiestudium entschließt sich Wilhelm Blümel nach Berlin zu gehen, um dort ganz seiner Berufung zum Dichter und Bühnenautor nachzugehen, doch auch dies nur mit nur mäßigem Erfolg. Seine finanzielle Not wird von Tag zu Tag größer. Um dieser misslichen Lage zu entkommen, entführt er einen Geldbriefträger. Er wird jedoch bei seiner Tat überrascht und erschießt die Zeugin und das Opfer. Aus dem geplanten Raub ist ein Doppelmord geworden. Das erbeutete Geld ist aber bald verbraucht und Blümel begeht das nächste Verbrechen. Kommissar Fokko von Falkenrede heftet sich an seine Fersen, doch er kann den Geldbriefträgermörder einfach nicht fassen ...



Horst Bosetzky, geboren 1938, lebt in Berlin. Er ist emeritierter Professor für Soziologie und veröffentlichte neben wissenschaftlichen Beiträgen, Romanen, Drehbüchern und Hörspielen seit 1971 unter dem Pseudonym -ky zahlreiche, zum Teil verfilmte Kriminalromane. Für seine schriftstellerische Arbeit wurde er mehrfach ausgezeichnet.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Nichts ist so fein gesponnen (2011)
Promijagd (2010)
Unterm Kirschbaum (2009)

HORST BOSETZKY

Der Fall des Dichters

Kriminalroman

Original

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2012 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2012

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchardt
Herstellung: Christoph Neubert
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Potter / Getty Images
Druck: Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co. KG, Kevelaer
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-3853-0

*»Verflogen ist der Kriegersrausch ... Der Hunger
geht um in Deutschland ...«*
(Ernst Toller)

1.

Alles wäre wohl ganz anders gekommen, wenn die Reichspost Wilhelm Blümel am 10. Januar 1916 kein fünf Kilo schweres Paket zugestellt hätte. Seine Eltern hatten es in Bremen aufgegeben, weil die Zeitungen schrieben, dass in Berlin im zweiten Kriegswinter überall Schmalhans Küchenmeister sei. Ein bisschen Wurst und Schinken enthielt das sogenannte Fresspaket, vor allem aber Butter, gute Butter. Goldgelb und Gold wert.

Die Butter spielte im Berlin des 1. Weltkrieges eine ganz besondere Rolle. Die meisten Berliner hielten sie für ein unentbehrliches Lebenselixier, Butter war ein Bestandteil der nationalen Identität, und nun war Butter für eine Familie, deren Ernährer als Arbeiter oder kleiner Beamter sein Geld verdiente, nahezu unbezahlbar geworden. Der Preis für ein Pfund Butter hatte zu Beginn des Krieges bei 1,40 Mark gelegen und war Ende 1915 schon auf 3,30 Mark geklettert, Tendenz steigend. In Lichtenberg hatte es schon regelrechte ›Butterkrawalle‹ gegeben.

Wilhelm Blümel hatte in der Schöneberger Zietenstraße, direkt am Platz, in dessen Mitte die wunderschöne Apostelkirche aufragte, eine Wohnung mit Stube und Küche gemietet, zwar im Hinterhaus gelegen, aber immerhin mit einer Innentoilette ausgestattet, sofern ein Plumpsklo eine solche Bezeich-

nung verdiente. Für einen Mann seines Kalibers war das erschreckend wenig, und eine Villa, wie sie sich Hermann Sudermann in Blankensee in den märkischen Sand seines Landgutes gesetzt hatte, wäre angemessener gewesen, aber es brauchte eben Zeit, bis auch sein Stern am Theaterhimmel aufgegangen war.

Bis zu den Bahnsteigen der Hoch- und der Untergrundbahn am Nollendorfplatz waren es nur wenige Schritte. Seit 1902 gab es den Hochbahnhof auf der Strecke Warschauer Brücke – Zoologischer Garten, 1910 war die Schöneberger U-Bahn zum Innsbrucker Platz dazugekommen und nun arbeitete man an der Verstärkungslinie Wittenbergplatz – Gleisdreieck. An sich fuhr er lieber mit der Straßenbahn, denn als Asthmatiker fiel ihm jedes Treppensteigen schwer. Doch selten verfluchte er seine Krankheit, sie hatte ihm schließlich erspart, im Schützengraben zu liegen und erschossen zu werden.

Heute aber war es trotz aller Mühen vorteilhafter, die Hochbahn zu nehmen, denn sein Ziel lag in der Lothringer Straße, fast am Ausgang des U-Bahnhofs Schönhauser Tor. Zwar schmerzte die eiskalte Luft in den malträtierten Lungenflügeln, doch er kam ohne große Atemnot oben an und konnte im gerade einlaufenden Zug mit einigem Geschick einen Sitzplatz ergattern, sodass er gut verschnaufen konnte. Er schloss die Augen und ging noch einmal die Argumente durch, mit denen er den Inhaber des

Theaterverlages der Gebrüder Dürreltel von der Qualität seines Stückes überzeugen wollte.

Viel zu schnell war er am Ziel, und wieder hieß es für Blümel, Treppen steigen, erst von der U-Bahn wieder ans Tageslicht, dann in der Lothringer Straße in die zweite Etage hinauf zum Theaterverlag. Schwer atmend blieb er stehen. In seiner Lunge rasselte und fiepte es erschreckend laut und es schien ihm, als würde seine Brust von einem stählernen Band umschlungen werden, das sich immer enger zusammenzog. Er musste warten, bis sich alles wieder löste und er den Schleim abhusten konnte. Erst dann riss er am Klingelzug. Ein Bürodienner erschien und fragte ihn nach Namen und Anliegen. Blümel drückte dem Mann seine Visitenkarte in die Hand.

»Ich bin für zehn Uhr angemeldet.«

»Herr Dürreltel ist noch nicht zugegen, aber kommen Sie bitte und nehmen Sie schon Platz.«

Blümel wurde in das Arbeitszimmer des Verlegers geführt und erst einmal dort gelassen. Er hatte beschlossen, sich als Genie zu inszenieren, also durfte er sich vom Ambiente nicht einschüchtern lassen. In den Regalen, die bis zur Decke reichten, reihte sich alles, was zum großen Theater gehörte, stand Euripides neben Shakespeare, Goethe neben Molière, Schiller neben Ibsen. Und in jedem freien Winkel häuften sich Manuskripte zu Bergen, die noch nicht gelesenen in schöner Ordnung, die schon abgelehnt

ten gehörig zerfleddert. Jedem Neuling sollte signalisiert werden: Lasse du, der du hier eintrittst, jede Hoffnung fahren.

Nach einer Viertelstunde erschien Theodor Dürreltel und begrüßte ihn zwar höflich, aber so kurz angebunden und distanziert, dass er sich als Störenfried empfinden musste.

Theodor Dürreltel war nicht nur dick, sondern ein ausgemachter Fettkloß. Kein Wunder, dass er früher als Falstaff seine größten Triumphe gefeiert hatte. Nach einem Schlaganfall hatten ihm die Ärzte alle weiteren Auftritte untersagt, aber er war vom Theater nicht mehr losgekommen und hatte sich in den kleinen Bühnenverlag seines Bruders eingekauft. Man sagte ihm nach, eine Spürnase für Begabungen zu haben, die bislang noch niemand entdeckt hatte, und darum setzte Wilhelm Blümel auch große Hoffnungen auf Theodor Dürreltel.

»Seien Sie willkommen in meinem Hause«, sagte der Verleger. »Lieber Blume, ich ...«

»Pardon, Blümel bitte, Wilhelm Blümel.«

Dürreltel strahlte. »Na, wusste ich doch, dass es etwas mit einer blühenden Pflanze zu tun hatte.«

Blümel kam ihm mit Shakespeares Julia: »Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, / Wie es auch hieße, würde lieblich duften.«

»Sehr gut!« Dürreltel klatschte in die Hände. »Nun, Herr Blümel, ich habe Ihr Stück mit großem Interesse gelesen ...« Er konnte sich aber so wenig

daran erinnern, dass er in einem der kleineren Stapel nach dem Manuskript zu suchen begann. »Sehr beeindruckend ... Wie war der Titel noch mal: *Vom Glanz verblendet* ...«

»*Glanz und Elend*«, wieder korrigierte Blümel ihn. »Das Leben Albert Lortzings.«

»Gut, lassen wir ihn glänzen ...« Dürreltel setzte seine Suche fort. »Bis ich Ihr Manuskript gefunden habe, könnten Sie mir vielleicht etwas über sich erzählen ...«

»Ja, gern ...« Blümel begann weit auszuholen. »Zur Welt gekommen bin ich am 2. März 1874 in Oldenburg in Oldenburg. Mein Vater war Handelsvertreter für Landmaschinen. Als er genug verdient hatte, sind wir nach Bremen in ein eigenes Haus gezogen. Ich bin aufs Gymnasium am Barkenhof gegangen und war schon als Schüler Statist im Theater am Goetheplatz. Nach der Reifeprüfung bin ich nach Tübingen gegangen, um Theologie zu studieren. ›Schmeckt und sehet, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf ihn traut!‹ So verspricht es einem der 34. Psalm, in Wirklichkeit jedoch ... Ich war am Verdursten, ich wollte mich am Leben erfreuen, nicht am vergilbenden Papier. ›Die ganze Welt ist eine Bühne ...‹ Und auf der wollte ich meine Rollen spielen. So habe ich 1895 mein Studium abgebrochen und beschlossen, die Welt zu bereisen und Theaterstücke und Romane zu schreiben. Hafenarbeiter in Hamburg und London war ich, als Mat-

rose bin ich auf verschiedenen Handelsschiffen um die Welt gedampft und gesegelt, in Amsterdam war ich verliebt und hat es mir das Herz gebrochen, hier in Berlin bin ich zur Schauspielschule gegangen – und bald wieder abgegangen, um mich als Arbeiter bei Borsig durchzuschlagen. Wachtmann war ich auch noch. Nun sitze ich an Gedichten, Novellen und Romanen, recht eigentlich aber schlägt mein Herz noch immer fürs Theater ...«

»Dazu kann ich Ihnen nur gratulieren ...« Theodor Dürreltel glaubte, das Stück endlich gefunden zu haben und überflog den Notizzettel, der vorn mit einer Büroklammer angeheftet war. »Und zwar doppelt, denn das Wallner-Theater hat schon signalisiert, dass es Ihr Stück annehmen und schon in diesem Herbst auf die Bühnen bringen will.«

Blümel wusste nicht so recht, ob er sich freuen oder ärgern sollte, denn das Wallner-Theater war nicht auf das spezialisiert, was er als echter Bühnendichter im Auge hatte, sondern auf Lokalposse, Melodram, Singspiel und Pantomime.

Dürreltel hatte seine zögerliche Reaktion bemerkt und fragte ihn, was er gegen das Wallner-Theater habe, es sei doch eine sehr ehrenwerte Einrichtung. »Wunderbare Autoren wie Karl von Holtei, David Kalisch und Adolf Glaßbrenner haben hier Triumphe gefeiert und viele große Sänger und Schauspieler waren sich nicht zu schade, hier aufzutreten, an ihrer Spitze Henriette Sonntag. Der

Eckensteher Nante wurde hier geboren. Und nach der gescheiterten Märzrevolution von 1848 hatte man sich durch die Aufführung kritischer Stücke bei der Zensur unbeliebt gemacht ...« Hier brach er ab, denn in diesem Augenblick hatte er bemerkt, dass er das Drama Blümels mit dem Lustspiel eines jungen Berliner Autors verwechselt hatte. »Alles zurück, großer Irrtum! Für Ihr Stück signalisiert nicht das Wallner-, sondern das Lessing-Theater großes Interesse.«

»Das wäre meines Herzens Freude und Wonne. Hurra!« Blümel sprang auf und setzte an, bis an die Decke zu springen. »Sieg! Sieg! Wäre ich wirklich Pfarrer geworden, würde ich jetzt ausrufen: ›Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagenes Gemüt haben.««

»Geht es Ihnen denn wirklich so schlecht?«, fragte Dürriettel.

»Ja, auch finanziell. Aber jetzt ...«

»Mit dem Geldausgeben warten Sie mal lieber noch ein bisschen«, warnte ihn Dürriettel. »Denn noch ist der Vertrag nicht unterschrieben, und viel werden die für einen Neuling ohnehin nicht zahlen. Meine Prozente gehen ja auch noch ab.«

»Aber ein kleiner Vorschuss wird doch wohl möglich sein?« Blümel verzichtete auf eine große Selbstinszenierung und sah den Verleger flehend an.

Theodor Dürreltzel erhob sich daraufhin so abrupt, wie es ihm Blümel aufgrund seiner Fleischmassen niemals zugetraut hätte.

»Wo denken Sie hin, junger Mann, ich kann Ihnen unmöglich etwas vorschießen, dazu stehe ich viel zu dicht am Abgrund einer Insolvenz.«

Verwirrt lief Blümel im Anschluss an das Treffen die Lothringer Straße hinunter. Einerseits erfüllte ihn unendlicher Jubel, denn sein erstes Stück sollte auf die Bühne kommen, andererseits war er zu Tode betrübt, weil er dennoch keinen Pfennig mehr in der Tasche hatte und für weitere Monate ziemlich elend leben musste. Im Schaufenster einer Buchhandlung entdeckte er mehrere Romane Theodor Fontanes und da kam ihm eine Sentenz in den Sinn, die er neulich auf seinem Abreißkalender gefunden hatte: »... wie viel hat das Leben, aber für wie wenige nur.« Wie konnte er es schaffen, zu diesen wenigen zu gehören? Offenbar nicht mit seinen Theaterstücken.

Solange lebte er noch nicht in der Reichshauptstadt, um jeden ihrer Kieze zu kennen und genau abschätzen zu können, wie lange er zu Fuß vom Rosenthaler Platz, den er gerade überquert hatte, nach Hause brauchen würde. Wie auch immer, das Fahrgeld hätte er schon gern gespart. Andererseits machte ein Marsch von vielleicht zwei Stunden so hungrig und durstig, dass nachher alles wieder draufging.

Was tun? Unschlüssig stand er an der Ecke und sah die Rosenthaler Straße hinunter. An ihrem Ende hinter einer leichten Biegung lag der Hackesche Markt, das wusste er schon. Von dort kam er Richtung Süden irgendwie zur Leipziger Straße und auf der wiederum zum Potsdamer Platz. Dann brauchte er nur die Potsdamer Straße entlanggehen, bis er zum Viadukt der Hochbahn kam. Das schien machbar zu sein.

Wie er so dastand und überlegte, fiel ihm auf, dass ihm zwar viele Menschen ins Gesicht sahen, aber niemand auch nur im Entferntesten irgendeine Regung erkennen ließ. Das schmerzte und das kränkte ihn. Wie herrlich musste es dagegen sein, wenn die Leute einen voller Ehrfurcht grüßten oder ihm wenigstens mit einem schnell abgewendeten Blick oder einem stillen Lächeln zu verstehen gaben, dass sie wussten, wem sie da begegnet waren. »Das ist doch der große Wilhelm Blümel gewesen ...«

Er setzte sich in Bewegung und wurde mit jedem Schritt immer schneller, denn er wusste, dass er bei hohem Tempo irgendwann wie in Trance durch die Straßen laufen würde. Als er den Hackeschen Markt überquert hatte und hinter den S-Bahnbögen hindurch Kurs auf die Spandauer Straße nehmen wollte, war es soweit. Alles, was links und rechts von ihm war, nahm er nur noch als Schemen wahr, getrieben vom eigenen, unbarmherzigen Befehl: »Weiter, weiter!«

In diesem Zustand prallte er kurz vor der Königstraße mit einem Uniformierten zusammen, einem Geldbriefträger, wie sich alsbald herausstellen sollte.

»Mensch, kannst du nicht aufpassen?« schimpfte der Mann, nur leicht ins Straucheln geraten.

»Pardon«, murmelte Blümel und sah dem Geldbriefträger hinterher, wie er Richtung Alexanderplatz verschwand. In diesem Moment brach die Sonne durch die Wolken und ihre Strahlen erfassten ihn wie ein Scheinwerferkegel.

Dieses Bild hatte Wilhelm Blümel immer noch vor Augen, als er längst zu Hause angekommen war und auf seiner Couch lag, sich wieder zu erholen, und zunehmend sah er darin einen Wink des Himmels. Er hatte kein Geld, ein Geldbriefträger aber hatte Unmengen davon ...

»Du bist doch Theaterdichter, du bist doch Stückeschreiber, also los, denk dir was aus!«

Er sprang auf, setzte sich an den Küchentisch, holte ein Blatt Papier aus der Schublade und überlegte, wie sich wohl alles inszenieren ließ. Zwei Tage brauchte er, dann war das Drehbuch geschrieben und er konnte beginnen, das umzusetzen, was er sich ausgedacht hatte.

Eine Schusswaffe besaß er seit seiner Zeit als Wachtmann. Da hatte er sie einem betrunkenen Leutnant gestohlen, um sich im Falle eines Angriffs

besser verteidigen zu können. Sie steckte in einem ausgehöhlten Wälzer und war noch bestens erhalten. Ein tschechisches Fabrikat. Kein Kriminaler war imstande, über sie auf ihn zu kommen. Jeder Geldbriefträger, der ihren Lauf auf seine Brust gerichtet sah, würde schnell alle Scheine rausrücken, die er in seiner Tasche stecken hatte.

Blümel glaubte an die Vorsehung, und so stand für ihn von Anfang an fest, welchen Geldbriefträger er ausrauben wollte: Den, mit dem er das Recontre in der Königstraße gehabt hatte. Dass der sich an ihn erinnern würde, hielt er für ausgeschlossen, dazu war der Anlass zu gering gewesen. Und außerdem würde er ihm im entscheidenden Augenblick mit Bart und Perücke gegenüberreten.

Die zu beschaffen, war zuerst in Angriff zu nehmen. Zwar schmerzte Blümel diese Investition, aber sein Vater würde ihm wohl noch einmal etwas borgen. Der Bettelbrief ging nach Bremen, und eine Woche später stand sein Schöneberger Geldbriefträger vor der Wohnungstür.

»Haben Sie denn gar keine Angst, mal überfallen zu werden?«, fragte Blümel ihn. »Wo Sie doch immer so viel Geld bei sich haben ...«

»Wir führen doch alle zur Verteidigung unseres Wertbeutels eine Pistole mit uns.«

Wilhelm Blümel erschrak. Das war ihm bisher entgangen. Nun denn, sagte er sich später, entscheidend war, wer zuerst die Waffe in Anschlag brachte,

und das war er. Mit Jesaja 42, 14 murmelte er, sich selbst Mut machend: »So fürchte dich nicht, du Würmelein ...«

Also machte er sich auf den Weg zu einem Friseur in der Belle-Alliance-Straße, von dem er wusste, dass er auch als Maskenbildner arbeitete und in kleineren Theatern und beim Stummfilm aushalf. Blümel gab sich als Lehrer eines Steglitzer Gymnasiums aus.

»Ich benötige für eine Schüleraufführung einen ... wie sagt man: Oberlippenschnauzbart und eine Perücke. Schwarzes und etwas längeres Haar bitte.« Er selber trug sein dunkelblondes Haar sehr kurz, fast war es eine Stoppelfrisur.

Nachdem das erledigt war, konnte er sich daran machen, sich in der Nähe der Königstraße eine Wohnung zu mieten. Dies nicht als der Theaterdichter Wilhelm Blümel, sondern als ... ja, als was? Als Vertreter vielleicht oder als Schauspieler ...? Er überlegte eine Weile, aber ihm wollten keine Rollen einfallen, die er ausfüllen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Da blieb sein Blick an seinem Butterberg hängen, und da war sie, die zündende Idee: »Ich gebe mich als Butterhändler aus, Großhändler!« Ein Name war schnell gefunden, darin besaß er von seinen Stücken her genügend Übung: Adolf Plönjes aus Bremervörde. Der Buttergroßhändler, der in Berlin ein Geschäft eröffnen wollte. Er eilte aus der Wohnung, um sich in der Potsdamer Straße ein

Messingschild anfertigen zu lassen. Das steigerte die Glaubwürdigkeit.

Ein wenig großkotzig, aber schließlich hatte er ja nun wieder einiges Geld in der Tasche, setzte er sich später ins Café Bauer, bestellte sich die teuerste Torte und neben dem Kaffee auch einen Sherry und studierte dabei die einschlägigen Zeitungen, ohne aber in der gewünschten Gegend um das Hauptpostamt in der Spandauer Straße etwas Passendes zu finden.

Immer wieder hatte er, ob er nun seine Torte aß oder an seinem Sherry nippte, die Haare seines Bartes im Mund, was nicht nur eklig war, sondern auch leicht dazu führen konnte, dass er sich die ganze Pracht von der Oberlippe riss. Auch die Perücke ließ ihn schwitzen. Er kam sich vor, als hätte er sich einen Eierwärmer über den Kopf gestülpt. Als er dann das Café verließ und die Straße Unter den Linden Richtung Schloss entlang ging, schien der Schweiß zu Eis zu werden und er fürchtete, eine Kopfgrippe zu bekommen.

An einem Baum vor der Garnisonkirche entdeckte er dann einen Zettel, angeheftet mit einem weißen Reißnagel, auf dem die Witwe A. Wasserfuhr mitteilte, dass sie im Hause Spandauer Straße 33 ein möbliertes Zimmer an einen seriösen Herrn zu vermieten habe. Blümel hätte sofort tausend Mark darauf gewettet, dass er dieses Zimmer bekam. Er glaubte nicht nur an solche Fügungen, er fühlte auch

ganz genau, dass es so kommen würde. Das lag an seiner felsenfesten Überzeugung, dass das Leben eines jedes Menschen von einer göttlichen Macht festgelegt war und immer alles so kam, wie es kommen musste.

Er murmelte einen der Sprüche Salomos: »Verlass dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlass dich nicht auf deinen Verstand; sondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen, so wird er dich recht führen.«

Und wenn der Herr ihn nun dahin führte, einen Geldbriefträger oder einen Kriminalpolizisten zu erschießen? Dann war auch das der Wille des Herrn. »Denn welchen der Herr liebt, den straft er, und hat doch Wohlgefallen an ihm ...« Auch das Böse in der Welt war von ihm geschaffen worden, weil es zu seinem Plan gehörte, auch wenn kein Mensch diesen Plan je begreifen würde.

Also setzte sich Blümel als Adolf Plönjes in Bewegung und erreichte nach einer knappen halben Stunde das Haus Spandauer Straße Nr. 33. Es handelte sich um ein altes und recht schmales Gebäude. Im Erdgeschoss gab es eine schmucke Konditorei. Er blickte die Fassade hinauf. In der ersten, zweiten und dritten Etage schien es zur Straßenseite hin nur Büros zu geben. Neben der Eingangstür hatte der Magistrat eine verwitterte Marmortafel anbringen lassen, auf der zu lesen stand, dass dieses Grundstück einmal dem Philosophen Moses Mendelssohn gehört,

und Gotthold Ephraim Lessing während seines Aufenthalts in Berlin hier gewohnt hatte. Blümel gefiel das und er nahm es als gutes Omen. An der Haustür war mit vier Reißnägeln ein Zettel angeheftet: ›Möbliertes Zimmer zu vermieten. Sonnenseite. IV. Stock. Bei Witwe A. Wasserfuhr melden.‹ Es war also noch frei, sonst hätte man den Zettel schon wieder abgerissen.

So stieg Wilhelm Blümel, langsam und sorgfältig auf seine Atmung achtend, die drei Etagen zur Witwe Wasserfuhr hinauf und betätigte die elektrische Klingel. So modern war sie schon. Er hatte eine zerknitterte ältere Dame ganz in Schwarz erwartet, doch ihm öffnete eine dralle Frau von etwas über dreißig Jahren in einem fliederfarbenen Kleid. Offensichtlich vermietete sie nicht nur aus pekuniären Gründen. Blümel schreckte zurück. Das war das Letzte, was er gebrauchen konnte. Andererseits zeigte ihm ein schneller Blick in den Flur, dass es bei der Wasserfuhr so gutbürgerlich aussah, dass er keine Mühe haben würde, den Geldbriefträger in sein Zimmer zu locken. Kleider machen Leute, dachte er, Möbel und Tapeten machen Stände.

Er stellte sich vor und wurde hereingebeten, das Zimmer zu besichtigen. Dabei war er darauf bedacht, der Vermieterin nicht zu nahe zu kommen. Er hatte Angst, dass sie ein Parfum benutzte, das die Männer wehrlos machte.

Nachdem sie fünf Minuten verhandelt hatten,

waren sie sich einig und Blümel bekam die Schlüssel ausgehändigt. Da er öfter Geschäftsfreunde erwartete, bat er sich aus, sein Messingschild an die Tür schrauben zu dürfen. Es wurde ihm gestattet, und es war dann an der Wohnungstür der Wasserfuhr zu lesen: ›Adolf Plönjes, Butterhändler en gros‹.

»Wenn Sie etwas benötigen sollten ...«. Amanda Wasserfuhr lächelte verheißungsvoll. »Sie können jederzeit bei mir anklopfen.«

»Ja, danke. Ich werde oft ... unterwegs sein ...« Fast hätte er gesagt: bei mir zu Hause sein.

Als sie endlich gegangen war, fühlte er sich ein wenig erschöpft. Er zog Mantel und Jackett aus und warf sich aufs Bett. Dabei stellte er sich vor, dies nicht in der Spandauer Straße zu tun, sondern auf der Bühne des Lessing-Theaters. Dort war das Zimmer der Witwe Wasserfuhr originalgetreu nachgebaut worden. Er war nicht Wilhelm Blümel, er spielte nur Wilhelm Blümel. Wie er immer nur sich selber spielte, den Wilhelm Blümel in Gottes gleichnamigem Theaterstück.

»Denn der Herr, dein Gott, ist ein verzehrendes Feuer und ein eifriger Gott.« So steht es geschrieben im 5. Buch Mose. Und im 76. Psalm heißt es: ›Wenn du das Urteil lässest hören vom Himmel, so erschrickt das Erdreich und wird still.« Daraus leiten wird ab, dass Gott sich immer wieder ganz bestimmte Menschen aussucht, seinen Willen zu vollstrecken und das Böse auszumerzen. Und so

hat er den Theaterdichter Wilhelm Blümel erwählt, Verbrechen zu begehen, um die Menschen für die Sünden zu bestrafen, die sie begangen haben, und sie auf die Gebote hinzuweisen. Nehmt also diesen Wilhelm Blümel für einen, der auf der Welt ist, um Gottes Willen zu erfüllen.«

Nachdem er ein paar Minuten so gelegen und sich als Pfarrer auf der Kanzel gehört hatte, wurde lang anhaltend geklingelt und er hörte draußen auf dem Korridor erregte Stimmen.

»Du hast schon wieder einen neuen Liebhaber!«, schrie jemand.

»Verschwinde, Friedrich!«, schrie die Wasserfuhr zurück. »Und verschone mich mit deiner Eifersucht.«

Nachdem der mutmaßliche Liebhaber der Wasserfuhr wieder gegangen war, erhob sich Blümel, um die Wohnung wieder zu verlassen und nach einem Postamt zu suchen. In der Alexanderstraße fand er eins und füllte ein Formular aus, um als Georg Otten aus der Braunschweiger Straße 21 in Bremen dem Buttergroßhändler Adolf Plönjes in Berlin dreißig Reichsmark zu überweisen. Danach fuhr er nach Hause, um einen Teil seiner Butter in die Spandauer Straße zu holen.

»Mit Speck fängt man Mäuse«, sagte er, vor dem Ankleidespiegel stehend. »Und mit Butter Geldbriefträger.«

Wie geplant stand am nächsten Vormittag um zehn Uhr der Geldbriefträger vor der Tür, um ihm die dreißig Reichsmark aus Bremen auszuzahlen.

»Ich bedanke mich«, sagte Blümel und wollte dem Mann ein Trinkgeld in die Hand drücken, zog aber die Hand mit der Münze zurück, als er in dessen hageres Gesicht geschaut hatte. »Nein, warten Sie, Naturalien sind besser für Sie ... Sie sehen ja ganz verhungert aus ... Moment bitte ...« Damit ging er in sein Zimmer und kam mit einer dicken Butterstulle zurück. »Hier, bitte, für Ihr zweites Frühstück ...«

Dem Mann gingen fast die Augen über, als er sah, was ihm da in die Hand gedrückt wurde. Sicherlich durfte er sich nicht bestechen lassen, aber das hier hatte nichts mit ungesetzlicher Vorteilsnahme zu tun, das hier diente lediglich der Aufrechterhaltung seiner Arbeitsfähigkeit und konnte nur im Sinne seines Dienstherrn sein.

Blümel schmunzelte. Was er da tat, hieß in der Anglersprache anfüttern. Man musste den Fischen ein paar Leckerbissen ins Wasser werfen, damit sie später anbissen und am Haken hingen.

»Herzlichen Dank, Herr Plönjes«, sagte der Geldbriefträger, während er mit einem tierhaften Laut des Wohlbehagens in die Butterstulle biss.

»Gern geschehen«, erwiderte Blümel. »Aber ich bin ja nun mal Buttergroßhändler ...«

»Und da wohnen Sie hier in Untamiete?«

»Ich komme ja gerade aus Bremervörde und suche

noch nach einer passenden Villa irgendwo draußen am Grunewald oder in Karlshorst. Aber für ein paar Wochen werde ich Ihnen noch erhalten bleiben, Herr ...?»

»Werner, Albert Werner aus da Naunynstraße.«

»Sehr schön. Ja, Herr Werner, wenn Sie mich wieder einmal besuchen, dann habe ich bestimmt ein kleines Butterpaket für Sie ... Sie sind ja sozusagen ein Glücksbringer für mich.«

»Na, da freu' ick mir schon druff. Et kann aba ooch 'n großet Paket sein, zehn Pfund, wenn't jejt. Wenn Se jünstige Konditionen haben, koof ick Ihnen det jerne ab ... und dann weita an meine Kollegen.«

»Aber gern, Herrn Werner. Vielleicht am nächsten Sonnabend. Da erwarte ich ohnehin eine größere Summe ... Ob Sie es wohl so einrichten können, dass Sie schon morgens kurz nach acht bei mir klingeln können?« Dies deswegen, weil Werner um diese Zeit noch das ganze Geld bei sich hatte. Ihn am Ende seiner Tour zu überfallen, wäre idiotisch gewesen.

Der Geldbriefträger nickte. »Klar, det wird mir 'n Vagnüjen sein.«

Hoherfreut zog der kleine Herr Werner davon. Als Schauspieler, dachte Blümel, hätte er mit seinem Watschelangang bei jedem Auftritt für gehörige Lacher gesorgt. Ein Held sah anders aus, und Blümel konnte sich absolut sicher sein, dass Albert Werner keiner-

lei Widerstand leisten würde, wenn er in die Mündung einer Pistole starrte und gebeten wurde, seine Geldtasche abzuliefern.

Blümel war bester Laune, als er wenig später das gemietete Zimmer verließ und nach Hause in die Zietenstraße fuhr, um sich von Bart und Perücke zu befreien und für ein paar Stunden wieder er selbst zu sein. Auch war zu überlegen, wie er es arrangieren konnte, dass die Witwe Wasserfuhr außer Haus war, wenn er den Geldbriefträger in sein Zimmer lockte. Es konnte ja sein, dass er wider Erwarten um Hilfe schrie. Als er im Bett lag und an die Decke starrte, zwickte es ihm ein wenig im Rücken, und das brachte ihn auf die Idee, der Wasserfuhr einen Ischiasanfall vorzutäuschen und sie zur Apotheke zu schicken, ihm eine spezielle Salbe zu holen.

Zufrieden mit sich und der Welt schlief er ein. Gegen fünf Uhr nachmittags verwandelte er sich wieder in den Buttergroßhändler und machte sich auf den Rückweg zur Spandauer Straße, nicht ohne vorher dem Postamt in der Bülowstraße einen kurzen Besuch abzustatten und Adolf Plönjes hundert Reichsmark zu überweisen. »Alles in Butter!«, schrieb er in die Rubrik »Mitteilungen für den Empfänger«.

Ein Straßenbahnzug der Linie 2 hielt auf der anderen Straßenseite und er lief hinüber, um mit dem Außenring bis zur Lothringer Straße zu fahren und von dort aus zur Spandauer Straße zu laufen. Es hatte

zu schneien begonnen, und er liebte einen Spaziergang im Schnee.

Das Stück *Die Beraubung des Geldbriefträgers Werner* war geschrieben, und alle waren sie nur noch Schauspieler, die ihre festgelegten Rollen auszufüllen hatten, er eingeschlossen. Dazu gehörte es, dass er sich am Freitagabend, als er der Vermieterin im Treppenhaus begegnete, an den Rücken fasste und jammerte, dass es nun mit seinen Schmerzen wieder losginge.

»Mein Ischias. Ich war auch schon beim Arzt und der hat mir eine Salbe verschrieben ... Aua! Aber der Apotheker muss sie noch zubereiten, und ich kann sie erst morgen früh ...«

»Na, dann gute Besserung. Ich bringe Ihnen nachher mein Katzenfell.« Nicht nur das, sie lud ihn auch noch zum Frühstück ein, weil er doch sicherlich Schwierigkeiten habe würde, sich selber etwas zu besorgen.

»Ja, danke, gerne, aber bitte nicht so spät.« Zwischen 8 Uhr und 8 Uhr 15 kam ja der Geldbriefträger. »Ich bin nämlich Frühaufsteher. Wenn es Ihnen nichts ausmachen würde: um sieben ...?«

»Selbstverständlich, der Herr. Die Bratkartoffeln werden pünktlich auf dem Tisch stehen.«

»Doch hoffentlich nicht mit Margarine gebraten?« Blümel verzog das Gesicht. Als Buttergroßhändler musste er die sogenannte Kunstbutter verabscheuen.

Amanda Wasserfuhr lachte. »Woher soll ich echte Butter haben?«

»Na, von mir. An der Quelle saß der Knabe ...«

Wilhelm Blümel schlief gut in dieser Nacht. Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen, stand auf seinem Küchenhandtuch, also musste es daran gelegen haben. Er schadete ja keinem, wenn er den Geldbriefträger Albert Werner beraubte. Der wurde deswegen nicht entlassen, und die richtigen Empfänger des Geldes bekamen es beim nächsten Rundgang von einem Kollegen zugestellt. Die Post haftete ja und ersetzte alles, und sie hatte Millionen im Tresor. Wenn die Scheine alle waren, wurde nachgedruckt.

Alles war klar, alles war genau geplant, und dennoch stieg sein Lampenfieber von Minute zu Minute. Wie bei jedem Schauspieler vor der Premiere. Und er war ja heute nicht nur der Hauptdarsteller, sondern auch der Autor des Stückes. Schiefgehen konnte immer etwas. Er spuckte sich über die Schulter: »Toi! Toi! Toi!«

Am meisten Angst hatte er vor dem Frühstück mit der Witwe Wasserfuhr. Die war ganz offensichtlich eine Nymphomanin, und wenn es ganz schlimm kam, fiel sie über ihn her und schleifte ihn ins Schlafzimmer. An sich ein schöner Gedanke, aber ... das Geld ging vor. Wenn er verhungerte, konnte er keine Stücke mehr schreiben, und nur, wenn sie seine Stücke spielten, lebte er recht eigentlich.